

Die Caldecott-Community in Mersham-le-Hatch

Autor(en): **Tuggener, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **22 (1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-809121>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Caldecott-Community in Mersham-le-Hatch

Als der in seiner Epoche berühmte englische Architekt Adam im Auftrage des Lord X in Mersham-le-Hatch ein mächtiges Landgut im Empire-Stil erbaute, hätte er sich wohl kaum träumen lassen, dass einige Generationen später sein in edlen Proportionen gefügtes Werk zu einem bleibenden *Heim* von rund *hundert englischen Knaben und Mädchen* werden sollte. Ich möchte mir die Spekulation ersparen, was Adam wohl zu der neuen Zweckbestimmung seines Baues zu sagen hätte. Ohne selbst in der Haut eines Architekten zu stecken, wage ich dennoch zu behaupten, dass der Wechsel der klassischen Vornehmheit des Bauwerkes nicht geschadet hat. Streng symmetrisch geplant, auf einer kleinen Anhöhe thronend, dominiert es in seiner Backsteinröte das ganze Umgelände. Dieses kann kaum mehr als Park angesprochen werden, umfasst es doch die Ausdehnung eines Gemeindebannes. Gepflegte Rasen, flache Weiden, Baumreihen, zwischen denen schmale Bachläufe müssig dahinmurmeln, trübe Teiche und Tümpel, um die sich das Vieh lagert, bilden die landschaftlichen Requisiten dieses kleinen Königreiches. Obwohl sich einige Minuten hinter dem Hauptgebäude eine grosse Hauptstrasse dahinzieht, ist die ganze Anlage durch einige geschickt eingeflochtene Baumbestände vor dem Lärm der Strasse und vor den neugierigen Blicken der Vorübergehenden geschützt.

Hundert Kinder fast aller Altersstufen in einem Hause! Trotzdem das Gut recht beachtliche Dimensionen aufweist, kann man es doch kaum glauben, ohne einige Zweifel zu unterdrücken, die sich alle um die beiden Pole Masse und Individuum scharen. Doch scheint die Architektur jener Epoche in unbewusster Vorahnung solchen Verdächtigungen bereits begegnet zu sein. Ein einziger Gang auf und ab durch das verzwickte Gewirr vieler kleiner Seitentürlein und Gängelein beweist, dass der Konservatismus in der Raumorganisation den Tendenzen nivellierender Vermassung erfolgreich entgegenwirkt. In den Augen eines sturen Rationalitätsfanatikers, der selbst über die Gehkilometer des Personals noch Diagramme aufstellt, könnte allerdings dieser Umstand kaum bestehen. Doch hat auch das Labyrinth der Gänge und Hintertreppen seine Vorteile. Es erlaubt die Bildung vieler kleiner Familiengruppen, die ihr eigenes «Appartement», ihre eigenen Gänge und Stiegen haben, und der Besucher verspürt kaum den Alpdruck der Masse während seines Ganges durch den «Kinderstaat».

Befand ich mich da plötzlich in einer «Wohnung» für die grössern Mädchen. Ich will es unterlassen, eine genaue Beschreibung der ganzen Einrichtung zu versuchen, sondern möchte nur wenige Eindrücke schildern. Zuerst stand ich in einem Zimmer, das man bei uns sehr prosaisch mit Tages- oder Aufenthaltsraum überschreiben würde. Die ganze Inneneinrichtung segelte offensichtlich unter der Flagge, aus den vorhandenen wenigen Dingen sehr viel herauszuholen. Den

Wänden entlang verteilten sich die persönlichen Studioecken dieser Gruppe mittlerer bis höherer Töchter. Jede Ecke eigentlich wieder ein winziges Zimmerchen für eine Person im ganzen Raume, bestehend aus einem kleinen, etwas wackeligen Arbeitstischchen, einem Stuhl, Büchern, Bildern, Photographien und kleinem Tand, der aber doch in gewissen Stadien der Entwicklung zu den Rängen höchster Kostbarkeiten aufsteigen kann. In der Mitte ein Teppich, kein Perser oder Afghan, dafür weich und mollig und sicher geeignet, um sich der Länge nach auszustrecken und ein Buch zu lesen, denn es können nicht alle ihre Faulheit dem grossen Armsessel am Feuerplatz anvertrauen. An den Wänden prangen, es sei zum Lobe der schweizerischen Fremdenwerbung gesagt, Alois Carigiets farbenfreudige Plakatdarstellungen bekannter schweizerischer Fremdenorte. Sie wollen, so vernehme ich aus einem bittersüss lächelnden Munde, eine schon längst fällige Schweizer Reise ersetzen.

Wenige Schritte durch ein gewundenes Seitengässlein, und ich stehe in einem andern Raum vor einer neuen Situation: Eine *Mädchengruppe im Realschulalter*. Während vorher die vermehrte Schulbeanspruchung und schon fortgeschrittenere geistige Interessen das Bild des Raumes bestimmten, scheinen sich hier «Hand» und «Kopf» noch die Waage zu halten. In einer Ecke wird eifrig an einem Teppich geknüpft und gewoben. Hinter einer Batterie von Töpfen und Fläschchen hat sich eine kleine Malerin verschanzt und pinselt mit zusammengekniffenen Lippen an ihrem farbenprächtigen Gemälde herum. Vor einem Berg von Strümpfen und Socken sitzt eine tratschfreudige Gruppe und übt sich in «Domestic science», Untergruppe Strümpfe flicken. Das wäre die Hand. Die «Kopfgruppe» liegt, sitzt, kauert und kniet im ganzen Zimmer verstreut in Stühlen, Ecken und am Boden, und es ist kein Laut von ihr zu hören. Sicher ein stummer Beweis, dass die Bibliothek des Hauses anziehende Kostbarkeiten der Jugendliteratur aufweisen muss.

Wiederum folgt ein Intermezzo durch gewundene Gänge, über schmale Hintertreppen, und ein stetig anschwellender Stimmenlärm scheint darauf vorzubereiten, dass es der *Knabenabteilung* entgegengeht. Im Türrahmen stehend kann ich eine tätige Gesellschaft klar überblicken. Ein gutes halbes Dutzend junger Architekten und Ingenieure hat sich einen gewaltigen, in einer schweren Kiste verstaute Baukasten zum Ausdrucksmittel ihrer schöpferischen Kollektivphantasie erkoren. Nicht am Boden, sondern auf einem hüft-hohen Tische ist ein weitläufiges Bauwerk im Aufbau, dessen Stilmerkmale von der romantischen Dornröschenburg bis zum modernen Wohnbunker aus Stahl und Glas reichen. Kleine Gruppen von Miniatursoldaten und Jeeps lassen unzweifelhaft auf eine Kaserne schliessen. Im Gegensatz zu den bereits besuchten Räumen herrscht hier Lärm oder vielleicht zutreffender ausge-

drückt, Betrieb. Doch ist es positiver oder harmonischer Lärm, wenn man so sagen kann, der sich auf eine gemeinsame Aktion bezieht, im Gegensatz zum disharmonischen Gewühle einer planlosen Gruppe, die nichts mit sich selbst anzufangen weiss.

Der gleiche Betrieb in etwas gemässigten Dimensionen erfüllt den Raum für die *grössern Knaben*. Er liegt in einem Untergeschoss des Hauses und mag wohl ursprünglich den Dienstboten der ehemaligen Herrschaft als Aufenthaltsraum gedient haben, wo alle kleinen Neuigkeiten und Skandalchen der Gesellschaft bereitwillig verhandelt und ausgetauscht wurden. Tischtennis und ein Spiel, bei dem kurze gedrungene Pfeile von Hand auf eine Korkscheibe geworfen werden, scheinen hier Trumpf zu sein. Allerdings erklärt mir die Erzieherin, lieber würde ich zwar Abteilungsmutter sagen, dass das nur Knaben ohne Uniform seien. Die «Uniform», trotzdem sie so genannt wird, bezeichnet hier nicht eine Gleichheit der Kleidung, sondern eine Uebereinstimmung sittlichen Charakters. Nach einer peinlichen Probe und Bewährungsfrist können die Knaben die Uniform erhalten. Sie erhalten damit Eingang zu einem kleinen privaten Raume, der allen andern verschlossen ist. Die Knaben mit der Uniform verpflichten sich zu einem absolut aufrichtigen Lebenswandel, zur Ehrlichkeit in allen Dingen. Wer das Gesetz dieser moralischen Uniform verletzt, wird ausgestossen und muss sich zuerst wieder neu die Würdigkeit zur Wiederaufnahme erwerben. In einem Schlafzimmer allein auf einem Bette liegend und lesend traf ich einen solchen «ausgesetzten Sittlichkeitsverbrecher», der mit seiner bereitwilligen und prompten Höflichkeit offensichtlich um die Rehabilitation kämpfte. Mit Absicht wird diese Methode nur bei den grössern Knaben angewendet, denn sie setzt, will sie nicht das Gegenteil bewirken, beim Delinquenten immerhin ein gewisses Mass von persönlicher Einsicht für den begangenen Fehler voraus. Dieses dient dann als positive Grundlage zur Wiederoberung des verscherzten Lorbeers. Andererseits hat die Probezeit vor der ersten Qualifikation nicht allein darüber zu entscheiden, ob der Kandidat einfach zuverlässig sei, sondern ob er auch die nötige innere Reife besitzt, einen Fehltritt aus eigener Kraft als solchen zu erkennen und einzusehen.

Hundert Schritte von Haupthaus entfernt, von einer stolzen Baumgruppe geschützt, sind die ehemaligen Stallungen und Oekonomiegebäude versteckt. Heute dienen sie als Mehrzweckanlagen im wahrsten Sinne des Wortes. Schulzimmer, Garagen und Beschäftigungsräume wechseln hier miteinander ab. Ein Flügel ist zum Wohnhaus für die ganz kleinen Einwohner der Community hergerichtet worden. In dieser früher sicher von Pferdeknecchten belegten Wohnung vermisst man den klassischen, weiträumigen Schwung des Herrschaftshauses, in dem sich die Kinder wohl gänzlich verloren hätten. Die halbdunkle englische Gemütlichkeit dieser warmen Atmosphäre lässt die Kleinkinderbettchen, die Stühlchen und Tischchen gar nicht mehr klein erscheinen, ja selbst

der Steinsims über dem Feuerplatz im Spielzimmer scheint sich in freudlichem Entgegenkommen zu den kleinen Bewohnern herab zu bücken. Im Speiseschrank der heimeligen Küche stehen alle Weltmarken ärztlich empfohlener Säuglingsnahrung in runden Büchsen Parade, und der Stolz der drei Kinderschwestern über ihr «Privatkinderheim» ist begreiflich.

Selbstverständlich ist auch eine *Schule* vorhanden. Doch wird sie lange nicht von allen Kindern besucht. Ist eine Intelligenz der Förderung würdig, so wird nach andern Möglichkeiten gesucht. Ein Teil der Kinder besucht die Schulen im naheliegenden Ashford. Für begabte Elemente steht der Weg zur Universität und zum Polytechnikum offen. Das bezeugte mir mein Gesprächspartner während des Mittagessens, der als ehemaliger Zögling sich nun eben anschickt, die Ingenieurschule zu besuchen. Reiche Anregungen vermittelt die Bibliothek. Neben dem Speisesaal beansprucht sie den grössten Raum des Hauses. Sie birgt allerdings noch Sammlungen der Hausbesitzer, die dem Zugriff der Kinder entzogen sind. In schwerem Gold gefasst blickt die ganze Ahnengalerie in würdiger Haltung von den hohen Wänden herab und erfüllt den Raum mit einer Hoheit, die mich unwillkürlich auf den Fussspitzen gehen lässt. Ein Flügel und einige Notenständer in einer Ecke bezeugen, dass auch die Musik Bürgerrecht in diesem Hause hat. So nebenbei vernehme ich, die Bibliothek werde auch als Rythmiksaal verwendet. Der heitere Schwung tanzender Kinder dürfte sicher in einem erfrischenden Gegensatz zur eingefrorenen Würde der Ahnenphysiognomik stehen.

Die *Leitung* des Hauses liegt in den Händen einer Frau. *Miss Rendel* ist die rührige Initiantin dieser richtungweisenden Institution. Auch im Stab überwiegt das weibliche Element. Besonders zu beachten ist die Tatsache, dass ehemalige Zöglinge nicht selten nach ihrer Ausbildung wieder für eine Zeit in die Community zurückkehren, um dort als Gehülfen oder Gruppenleiter aktiv in dem Geiste zu wirken, in dem sie selbst erzogen worden sind.

Es ist nicht Aufgabe dieser Beschreibung, die pädagogischen Grundlagen der Community zu analysieren und darzustellen, darum mögen abschliessend zwei Beispiele die Auswirkungen dieses Hausgeistes illustrieren:

Man halte sich immer vor Augen, dass rund hundert Kinder aller Altersstufen hier erzogen werden, weiter weiss man ja um die Nachteile der Kollektiverziehung grossen Stils. Zu den stärksten Eindrücken dieses Besuches gehört unbedingt der Blick in den *Speisesaal*, wo alle Kinder an kleinen Tischchen verteilt, wie in einem Grand-Hotel, ihre Mahlzeiten einnehmen. Die hier beobachtete Manierlichkeit im Essbetrieb hätte einem guten Speiserestaurant alle Ehre gemacht und sicher manches individuell «v»-erzogene Mutterkind aus «gutem Hause» beschämt.

Den Geist der Erwachsenen bezeugte mir eine *Abendparty*, die Angehörige des New House und der Community zu einigen frohen Stunden vereinigte, denn es ist jedermann klar, dass auch das

Personal einmal zu seinem Recht kommen muss. Der Anlass bewies wieder einmal deutlich, wie wenig es eigentlich zu einem Feste braucht, so wenig, dass sogar die raffinierteste Stimmungsmacherei dagegen versagt. Ein fröhliches Herz, die Bereitschaft, mitzumachen, ersetzen alle langwierigen Vorbereitungen, dazu noch ein Liederbuch und etwas Gaumenkühlung, und während mehr als zwei Stunden wurde sozusagen der ganze

angelsächsische Liederschatz vom ruppigen Matrosenlied bis zur farbigen Melancholik der Negrospirituals durchmessen. Die unbeschwerte Fröhlichkeit und der Arbeitsernst dieser jungen Leute, von denen einige in der Community selbst erzogen worden sind, sagt mehr über die wahre Berechtigung dieses Hauses aus als eine theoretisch trockene Erklärung der «Hauspädagogik».
Heinrich Tuggener.

Aus der Freizeitmappe

Das Radio ist heute zu einer Einrichtung geworden, die wir uns gar nicht mehr wegdenken könnten. In nur etwa zwei Jahrzehnten kam es zu einer Entfaltung, die in den Anfangszeiten wohl nur wenige geahnt haben mögen. Allein in den letzten 10 Jahren ist die Zahl der Radiokonzessionen um 348 559 gestiegen! Sie beträgt heute über eine Million. In der Stadt Zürich allein zählt man zurzeit 114 580 Konzessionen oder 3,6 Radioapparate pro bewohntes Haus und ziemlich genau einen Radioapparat pro Haushaltung. Der Betrag, der für die Konzessionen entrichtet wird, beläuft sich in einem einzigen Jahr auf mehr als 20 Millionen Franken. Sechs Studios bemühen sich in unserem kleinen Lande, die Wünsche und Bedürfnisse der Hörer zu befriedigen.

Wir haben uns daher im Hinblick auf die immense Bedeutung des Radios einmal die Frage vorgelegt: Welche Rolle spielt das Radio in Heim und Anstalt, wird es bewusst in den Dienst des Heimlebens gestellt und welche Erfahrungen liegen hier vor?

Auf die erste Umfrage berichtet der Vorsteher eines Altersheims:

Das Radio im Heimleben

«In unserem Heim hören wir gerne die Radioprogramme. Die meisten hören am Sonntagmorgen die Predigten beider Konfessionen an. An zweiter Stelle stehen die Vereinsdarbietungen. Viele Pflinglinge waren selber in Vereinen oder sie hatten irgendwie Verbindungen mit Angehörigen, die Mitglied eines Vereins waren. Darum sind die alten Leute dann selig, wenn ihnen Darbietungen jeder Art liebe Erinnerungen wachrufen. An dritter Stelle stehen Volkslieder, Jodellieder, Handharmonika-Musik und Sennenkilbi, wobei aber immerhin schöne Volkslieder den Vorrang haben. Dann kommt das Bernhard-Theater, Polizist Wäckerli u. ä.; solche Sendungen werden meist stehend angehört.

Vorträge und Schulfunksendungen werden von Einzelnen mit Interesse angehört, wenn man sie vorher darauf aufmerksam macht. Ein kleiner Kreis schaltet nach dem Nachtessen den Radioapparat ein, um — je nach Programm — längere oder kürzere Zeit zuzuhören.

Für die Chronischkranken ist das Radio eine Wohltat. Sobald sie unbeschäftigt sind und sofern es ihnen gut geht, greifen sie nach dem Kopfhörer. Dann

hören sie, nicken oder schütteln den Kopf, worauf der Hörer am Kopf bleibt oder weggelegt wird. Die Programmwahl richtet sich wie bei Gesunden nach der momentanen Verfassung und nach der Laune.



Das Hören schöner Programme könnte durch die Heimleitung gefördert werden. Man müsste regelmässig auf bestimmte Sendungen hinweisen und in freier Art mit wenigen Sätzen das Interesse wecken».

Der Leiter eines Heimes für Buben schreibt über seine Erfahrungen:

«Der Radioapparat ist aus unserer Stube verschwunden. Wie kam das? Wir versuchten in unserer Obergruppe mit 20 Buben von 13 bis 16 Jahren bestimmte Sendungen gemeinsam zu hören. Die grösseren Buben wählten zusammen mit dem Lehrer die Programme aus. Dennoch kam es so heraus wie bei den Erwachsenen meistens auch: Nie waren alle Buben mit Freude und Interesse dabei. In der Freizeit wollen wir aber möglichst wenig Zwang ausüben. Um eine Vertiefung zu ermöglichen und der Verflachung zu wehren, wollen wir nicht, dass in der gleichen Stube, zur selben Zeit Radio gehört, gespielt und gelesen wird. Aus diesen Gründen entfernten wir den Radioapparat aus der Stube.

Da wir aber unsere Buben zum richtigen Radiohören erziehen wollen, suchten wir eine andere Lösung. Unsere beiden internen Lehrer haben je einen Radio in ihrem Zimmer. Dort treffen sich nun ab und zu kleine Hörergruppen, die sich auf Grund gemeinsamer Interessen bilden. Einmal finden sich Spörtler ein, ein andermal solche, die ein Hörspiel oder ein Konzert hören wollen. Grundsätzlich bewährt sich diese Lösung recht gut. Bei völliger Freizügigkeit besteht Kontrolle und Führung und das Gewünschte kann ungestört angehört werden.

Wir freuen uns über das Entgegenkommen unserer Lehrer, sind uns doch klar, dass dies nur eine Uebergangslösung darstellt. Eine endgültige Lösung bringt wohl erst ein Musik- und Radiozimmer, wo sich freigebildete Gruppen ungestört einfinden können».